

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Milan, Kundera**  
**Die Unwissenheit**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

»Wieso bist du noch hier?« Ihre Stimme klang nicht böse, aber auch nicht freundlich; Sylvie war verärgert.

»Wo sollte ich denn sein?«, fragte Irena.

»Zu Hause!«

»Willst du damit sagen, dass ich hier nicht mehr zu Hause bin?«

Natürlich wollte Sylvie sie weder aus Frankreich vertreiben noch ihr zu verstehen geben, sie sei eine unerwünschte Ausländerin: »Du weißt schon, was ich meine!«

»Ja, weiß ich, aber hast du vergessen, dass meine Arbeit, meine Wohnung, meine Kinder hier sind?«

»Hör mal, ich kenne Gustaf. Er wird alles tun, damit du in deine Heimat zurückkehren kannst. Und deine Töchter, erzähl mir doch nichts! Sie haben schon ihr eigenes Leben! Mein Gott, Irena, was bei euch vorgeht, ist dermaßen faszinierend! In so einer Situation lassen sich die Dinge immer regeln.«

»Aber Sylvie! Es geht nicht nur um die praktischen Dinge, wie Arbeit, Wohnung. Ich lebe seit zwanzig Jahren hier. Mein Leben ist hier!«

»Bei euch ist Revolution!« Sie sagte es in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Dann schwieg sie. Mit diesem Schweigen wollte sie Irena sagen, dass man nicht desertieren darf, wenn große Dinge geschehen.

»Aber wenn ich in meine Heimat zurückgehe, sehen wir uns nicht mehr«, sagte Irena, um ihre Freundin in die Zwickmühle zu bringen.

Diese sentimentale Demagogie schlug fehl. Sylvies Stimme wurde warmherzig: »Meine Liebe, ich komme dich besuchen! Das verspreche ich, das verspreche ich!«

Sie saßen nebeneinander über zwei lange schon leeren Kaffeetassen. Irena sah Tränen der Rührung in Sylvies Augen steigen; Sylvie beugte sich vor und drückte ihre Hand: »Das wird deine große Rückkehr.« Und noch einmal: »Deine große Rückkehr.«

Durch die Wiederholung bekamen die Wörter eine solche Kraft, dass Irena sie in ihrem Innersten groß geschrieben vor sich sah: Große Rückkehr. Sie begehrte nicht mehr auf: sie wurde von Bildern in Bann geschlagen, die plötzlich aus früher Gelesenem, aus Filmen, aus ihrer eigenen Erinnerung und vielleicht auch aus der ihrer Ahnen aufstiegen: der verlorene Sohn, der zu seiner alten Mutter zurückfindet; der Mann, der zu seiner Geliebten zurückkehrt, von der das grausame Schicksal ihn einst fortgerissen hat; das Geburtshaus, das jeder in sich trägt; der wiederentdeckte Pfad, in den die verlorenen Schritte der Kindheit eingeprägt geblieben sind; Odysseus, der nach jahrelangen Irrfahrten seine Insel wiedersieht; die Rückkehr, die Rückkehr, der große Zauber der Rückkehr.

Rückkehr heißt im Griechischen *nostos*. *Algos* bedeutet Leiden. Nostalgie ist also das von dem unerfüllten Wunsch zurückzukehren verursachte Leiden. Diesen Grundbegriff können die meisten Europäer mit einem aus dem Griechischen stammenden Wort (*nostalgie*, *nostalgia*) und außerdem mit anderen Wörtern ausdrücken, die ihre Wurzel in der Nationalsprache haben: *añoranza* sagen die Spanier; *saudade* sagen die Portugiesen. Diese Wörter haben in jeder Sprache eine unterschiedliche semantische Nuance. Häufig bezeichnen sie nur die Unmöglichkeit der Rückkehr in die Heimat. Was im Englischen *homesickness* genannt wird. Oder im Deutschen: *Heimweh*. Im Holländischen: *heimwee*. Doch das ist eine Einschränkung dieses weiten Begriffs auf das Räumliche. Eine der ältesten Sprachen Europas, das Isländische, unterscheidet zwei Ausdrücke: *söknudur*: Nostalgie in ihrer allgemeinen Bedeutung; und *heimfra*: Heimweh. Die Tschechen haben neben dem dem Griechischen entlehnten Wort *nostalgie* ihr eigenes Substantiv, *stesk*, und ihr eigenes Verb; der ergreifendste tschechische Satz in der Liebe: *styska se mi po tobe*: ich habe Nostalgie nach dir; ich kann den Schmerz über deine Abwesenheit nicht ertragen. Das spanische *añoranza* kommt von dem Verb *añorar* (Nostalgie haben), welches wiederum vom katalanischen *enyorar* kommt, das von dem lateinischen Wort *ignorare* (nicht wissen) abgeleitet ist. In diesem etymologischen Licht erscheint die Nostalgie als das Leiden an der Unwissenheit. Du bist fern, und ich weiß nicht, was geschieht.

Meine Heimat ist fern, und ich weiß nicht, was dort vorgeht. Manche Sprachen haben einige Schwierigkeiten mit der Nostalgie; die Franzosen können sie nur durch das Substantiv griechischen Ursprungs ausdrücken und haben kein Verb; sie können zwar sagen: *je m'ennuie de toi*, aber das Wort *s'ennuyer* ist schwach, kalt, in jedem Fall zu leicht für ein so gewichtiges Gefühl. Die Deutschen benutzen das Wort Nostalgie selten und ziehen *Sehnsucht* vor: Wunsch nach etwas Abwesendem; aber die *Sehnsucht* kann sich sowohl auf etwas Gewesenes wie auf etwas nie Gewesenes richten (ein neues Abenteuer) und enthält nicht unbedingt die Idee eines *nostos*; damit die *Sehnsucht* das Verlangen nach Rückkehr ausdrückt, müsste ein Objekt hinzugefügt werden: *Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach der verlorenen Kindheit, nach der ersten Liebe*.

Die *Odyssee*, das Gründungsepos der Nostalgie, entstand zu Beginn der antiken griechischen Kultur. Es sei betont, dass Odysseus, der größte Abenteurer aller Zeiten, auch der größte Nostalgiker ist. Er zog (ohne große Lust) in den Trojanischen Krieg, der zehn Jahre dauerte. Danach beeilte er sich, auf seine Heimatinsel Ithaka zurückzukehren, aber die Ränke der Götter verlängerten seine Fahrt zuerst um drei von den fantastischsten Ereignissen erfüllte Jahre, dann um sieben weitere, welche er als Geisel und Geliebter bei der Göttin Calypso verbrachte, die ihn, weil sie ihn liebte, nicht von ihrer Insel fortließ.

Im fünften Gesang der *Odyssee* sagt Odysseus zu ihr: »Ich weiß es Selber zu gut, wie sehr der klugen Penelopeia Reiz vor deiner Gestalt und erhabenen Größe verschwin-

det ... Aber ich wünsche dennoch und sehne mich täglich von Herzen, Wieder nach Hause zu gehen und zu schau den Tag der Zurückkunft.« Und Homer fährt fort: »Also sprach er; da sank die Sonne, und Dunkel erhob sich. Beide gingen zur Kammer der schön gewölbeten Grotte, Und genossen der Lieb', und ruheten neben einander.«

Im Leben der armen Emigrantin, die Irena lange gewesen war, hatte es nichts Vergleichbares gegeben. Odysseus lebte bei Calypso ein wahres Dolce Vita, ein angenehmes Leben voller Freuden. Dennoch wählte er zwischen dem Dolce Vita in der Fremde und der riskanten Rückkehr nach Hause die Rückkehr. Der passionierten Erkundung des Unbekannten (dem Abenteuer) zog er die Apotheose des Bekannten vor (die Rückkehr). Dem Unendlichen (das Abenteuer erhebt ja den Anspruch, nie zu enden) zog er das Ende vor (die Rückkehr ist ja die Versöhnung mit der Endlichkeit des Lebens).

Ohne ihn zu wecken, legten die phäakischen Seeleute Odysseus in den Laken am Gestade von Ithaka unter einem Ölbaum nieder und segelten davon. Das war das Ende der Reise. Er schlief, erschöpft. Als er erwachte, wusste er nicht, wo er war. Dann lüftete Athene den Nebel vor seinen Augen, und ihn überwältigte der Rausch; der Rausch der Großen Rückkehr; die Ekstase des Bekannten; die Musik, die die Luft zwischen Himmel und Erde vibrieren ließ: er sah den Ankerplatz, den er seit seiner Kindheit kannte, die beiden Berge darüber, und er streichelte den alten Ölbaum, um sich zu vergewissern, dass er so geblieben war wie zwanzig Jahre zuvor.

1950, als Arnold Schönberg seit vierzehn Jahren in den Vereinigten Staaten war, stellte ihm ein amerikanischer Journalist einige hinterhältig naive Fragen: Stimmt es, dass die Emigration die Künstler um ihre schöpferische Kraft bringt? Dass ihre Inspiration verdorrt, sobald die Wurzeln der Heimat sie nicht mehr nähren?

Stellen Sie sich das vor! Fünf Jahre nach dem Holocaust! Und ein amerikanischer Journalist verzeiht Schönberg seinen Mangel an Anhänglichkeit für jenes Stück Erde nicht, wo sich vor seinen Augen der Schrecken aller Schrecken in Gang gesetzt hatte! Da kann man nichts machen. Homer verherrlichte die Nostalgie mit einem Lorbeerkranz und legte so eine moralische Hierarchie der Gefühle fest. An deren Spitze steht Penelope, hoch über Calypso.

Calypso, ach, Calypso! Ich denke oft an sie. Sie hat Odysseus geliebt. Sie lebten sieben Jahre zusammen. Man weiß nicht, wie lange Odysseus Penelopes Bett geteilt hatte, aber bestimmt nicht so lange. Dennoch wird Penelopes Schmerz gerühmt, und Calypsos Tränen werden verspottet.

### 3

Wie Axthiebe schlagen die großen Daten dem 20. Jahrhundert Europas tiefe Kerben. Der erste Krieg von 1914, der zweite, dann der dritte, der längste, der sogenannte Kalte, der 1989 mit dem Verschwinden des Kommunismus endet. Neben diesen großen Daten, die ganz Europa betreffen, bestimmen solche von zweitrangiger Bedeutung das Schicksal

einzelner Nationen: das Jahr 1936, der Bürgerkrieg in Spanien; das Jahr 1936, der russische Einmarsch in Ungarn; das Jahr 1948, als die Jugoslawen sich gegen Stalin erhoben, und das Jahr 1991, als alle dort begannen, sich gegenseitig umzubringen. Die Skandinavier, die Holländer, die Engländer genießen das Privileg, nach 1945 kein wichtiges Datum erlebt zu haben, weshalb sie ein köstlich unbedeutendes halbes Jahrhundert genießen durften.

Die Geschichte der Tschechen in diesem Jahrhundert schmückt sich aufgrund der dreifachen Wiederholung der Zahl Zwanzig mit einer bemerkenswerten mathematischen Schönheit. 1918 bekamen sie nach mehreren Jahrhunderten ihren unabhängigen Staat und 1938 verloren sie ihn wieder.

1948 eröffnete die aus Moskau importierte kommunistische Revolution mit Terror den zweiten Zeitraum von zwanzig Jahren, der 1968 zu Ende ging, als die Russen, wütend über seine freche Emanzipation, das Land mit einer halben Million Soldaten überfielen.

Im Herbst 1969 richtete sich die Besatzungsmacht mit ihrem ganzen Gewicht ein und zog, ohne dass jemand es erwartete, im Herbst 1989 friedlich, höflich wieder ab, wie es damals alle kommunistischen Regime in Europa taten: die dritten zwanzig Jahre.

Erst in unserem Jahrhundert haben sich die historischen Daten mit solcher Gefräßigkeit des Lebens jedes Einzelnen bemächtigt. Es ist unmöglich, Irenas Existenz in Frankreich zu verstehen, ohne zuvor die Daten zu analysieren. In den fünfziger und sechziger Jahren fand ein Emigrant aus den



kommunistischen Ländern hier wenig Liebe; die Franzosen hielten damals den Faschismus für das einzig wahre Übel: Hitler, Mussolini, das Spanien Francos, die Diktaturen Lateinamerikas. Sie haben sich erst allmählich, gegen Ende der sechziger Jahre und im Laufe der siebziger Jahre, dazu entschlossen, auch den Kommunismus als Übel zu verstehen, wenn auch als ein weniger schlimmes, sagen wir als das Übel Nummer zwei. Zu jener Zeit, im Jahr 1969, sind Irena und ihr Mann nach Frankreich emigriert. Sie begriffen schnell, dass, verglichen mit dem Übel Nummer eins, die Katastrophe, die über ihr Land hereingebrochen war, zu wenig blutig war, um ihre neuen Freunde zu beeindrucken. Um sich verständlich zu machen, gewöhnten sie sich an, etwa Folgendes zu sagen:

»So schrecklich eine faschistische Diktatur sein mag, sie wird mit ihrem Diktator verschwinden, so dass die Menschen Hoffnung bewahren können. Der Kommunismus dagegen, unterstützt von der unermesslichen russischen Zivilisation, ist für Polen, für Ungarn (und von Estland ganz zu schweigen!) ein Tunnel ohne Ende. Diktatoren sind vergänglich, Russland ist ewig. Das Unglück der Länder, aus denen wir kommen, besteht in einem totalen Fehlen von Hoffnung.«

So drückten sie wahrheitsgetreu aus, was sie dachten, und um es zu untermauern, zitierte Irena einen Vierzeiler von Jan Skacel, einem zeitgenössischen tschechischen Dichter: er spricht von der Traurigkeit um ihn herum; diese Traurigkeit möchte er aufheben, weit forttragen, sich ein Haus daraus bauen, er möchte sich dreihundert Jahre darin ein-

schließen und dreihundert Jahre lang die Tür nicht öffnen, niemandem die Tür öffnen!

Dreihundert Jahre? Skacel schrieb diese Verse in den siebziger Jahren, und er ist 1989, im Oktober, gestorben, das heißt einen Monat bevor die dreihundert Jahre Traurigkeit, die er vor sich gesehen hatte, in wenigen Tagen verschwanden; die Menschen füllten die Straßen von Prag, und die Schlüsselbunde in ihren erhobenen Händen läuteten die Ankunft der neuen Zeit ein.

Hat Skacel sich geirrt, als er von dreihundert Jahren sprach? Natürlich. Alle Vorhersagen irren sich, das ist eine der wenigen Gewissheiten, die dem Menschen gegeben wurden. Doch wenn sie sich auch in Bezug auf die Zukunft irren, so sagen sie die Wahrheit über die, die sie aussprechen, sie sind der beste Schlüssel, um zu verstehen, wie diese ihre Gegenwart erleben. Während dem, was ich ihre ersten zwanzig Jahre nenne (zwischen 1918 und 1938), glaubten die Tschechen, ihre Republik habe eine Unendlichkeit vor sich. Sie irrten sich, aber gerade weil sie sich irrten, haben sie diese Jahre in einer Freude verlebt, die ihre Künste zum Erblühen brachte wie nie zuvor.

Da sie nach der russischen Invasion nicht die geringste Ahnung vom baldigen Ende des Kommunismus hatten, stellten sie sich wiederum vor, in einer Unendlichkeit zu leben, und nicht das Leid ihres realen Lebens, sondern die Leere der Zukunft hat ihre Kräfte erschöpft, ihren Mut erstickt und diesen dritten Zeitraum von zwanzig Jahren so feige, so erbärmlich gemacht.

Überzeugt, der Musikgeschichte mit seiner Zwölfton-

ästhetik weite Perspektiven eröffnet zu haben, erklärte Arnold Schönberg 1921, dass durch ihn die Vorherrschaft (nicht etwa der Ruhm) der deutschen Musik (er, der Wiener, sagte nicht der »österreichischen« Musik, er sagte der »deutschen«) für die nächsten hundert Jahre gesichert sei (ich zitiere ihn korrekt, er sprach von »hundert Jahren«). 1936, fünfzehn Jahre nach dieser Prophezeiung, wurde er als Jude aus Deutschland vertrieben (aus demselben Deutschland, dem er seine »Vorherrschaft« sichern wollte) und mit ihm die gesamte auf seine Zwölftonästhetik gegründete Musik (die als unverständlich, elitär, kosmopolitisch und dem deutschen Geist feindlich verdammt wurde).

Schönbergs Prognose, so irrig sie auch sein mag, ist jedoch unerlässlich für das Verständnis seines Werks, das sich nicht für destruktiv, hermetisch, kosmopolitisch, individualistisch, schwierig, abstrakt, sondern für tief im »deutschen Boden« verwurzelt hielt (ja, er sprach vom »deutschen Boden«); Schönberg vermeinte nicht, einen faszinierenden Epilog zur Geschichte der großen europäischen Musik zu schreiben (so bin ich geneigt, sein Werk zu verstehen), sondern den Prolog zu einer glorreichen Zukunft, die sich endlos ausdehnte.

#### 4

Schon in den ersten Wochen der Emigration hatte Irena seltsame Träume: sie sitzt in einem Flugzeug, das die Richtung ändert und auf einem unbekanntem Flughafen landet;

bewaffnete Männer in Uniform erwarten sie unten an der Gangway; mit kaltem Schweiß auf der Stirn erkennt sie die tschechische Polizei. Ein andermal schlendert sie durch eine französische Kleinstadt, als sie eine merkwürdige Gruppe von Frauen sieht, die mit einem Bierkrug in der Hand auf sie zulaufen, sie auf Tschechisch ansprechen, mit falscher Herzlichkeit lachen, und mit Grausen merkt Irena, dass sie in Prag ist, sie schreit, sie erwacht.

Martin, ihr Mann, hatte die gleichen Träume. Jeden Morgen erzählten sie sich gegenseitig vom Schrecken ihrer Rückkehr in die Heimat. Dann, in einem Gespräch mit einer ebenfalls emigrierten polnischen Freundin, wurde Irena klar, dass alle Emigranten solche Träume hatten, alle, ohne Ausnahme; zuerst war sie gerührt über diese nächtliche Brüderschaft von Menschen, die einander nicht kannten, später etwas gereizt: wie kann die so intime Erfahrung eines Traums kollektiv erlebt werden? Was ist dann ihre einzigartige Seele? Aber wozu soll man sich Fragen ohne Antworten stellen. Eines war sicher: Tausende von Emigranten träumten in ein und derselben Nacht in zahllosen Varianten alle ein und denselben Traum. Der Emigrantentraum: eines der seltsamsten Phänomene der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Diese Albträume erschienen ihr umso mysteriöser, als sie gleichzeitig unter einer unbezwingbaren Nostalgie litt und eine andere, ganz gegensätzliche Erfahrung machte: Landschaften ihrer Heimat tauchten tagsüber vor ihr auf. Nein, es war keine lange und bewusste, gewollte Träumerei, es war etwas ganz anderes: Erscheinungen von Landschaften

leuchteten unvermutet, jäh, schnell in ihrem Kopf auf, um gleich wieder zu verlöschen. Sie sprach gerade mit ihrem Chef, und plötzlich, wie ein Blitz, sah sie einen durch Felder führenden Weg. Sie wurde in der Metro herumgestoßen, und unvermittelt tauchte den Bruchteil einer Sekunde lang eine kleine Allee in einem grünen Viertel von Prag vor ihr auf. Den ganzen Tag über suchten diese flüchtigen Bilder sie heim, um das Fehlen ihres verlorenen Böhmen erträglicher zu machen.

Derselbe Filmregisseur des Unbewussten, der ihr am Tag Stücke der heimatlichen Landschaft wie Bilder des Glücks schickte, organisierte bei Nacht erschreckende Rückkehren in ebendiese Heimat. Den Tag erleuchtete die Schönheit des verlassenen Landes, die Nacht der Schrecken vor der Rückkehr. Der Tag zeigte ihr das Paradies, das sie verloren hatte, die Nacht die Hölle, der sie entflohen war.